

Sprachgewissen und Sprachgebrauch - eine Antwort

Autor(en): **Humm, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **2 (1946)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419989>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lateiner empfindet kein bißchen mehr als bei einem richtigen „Kreuz“. Aber nur immer demokratisch!

Neu dürfte den meisten Lesern jener Zeitung das abgeleitete Eigenschaftswort „charakteriell“ sein. Von einem englischen Theologen hieß es, er sei „von ungewohntem Ausmaß“ gewesen (und wir sind dankbar, daß er nicht „von Format“ war!), „sowohl was die denkerische Kraft anbelangt als auch in charakterieller Hinsicht“. Das Wort hat der Verfasser offenbar selbst fabriziert; im englischen Wörterbuch steht es noch nicht, und Duden sagt dafür „charakterlich“. War die Neuschöpfung nötig? Wäre nicht wirkungsvoller gewesen: „Er war von ungewohntem Ausmaß, als Denkkraft wie als Charakter?“ Wie umständlich die fast nichtsagenden Wörter „anbelangt“ und „Hinsicht“! Was belangt nicht alles alles an! In wie vielen „Hinsichten“ leben wir! Zu einer andern unnötigen Neubildung führte der „initianteste“ Bewohner des Rennwegquartiers. Man kannte bisher nur das Hauptwort „Initiant“, und wer sich als solcher erwiesen hatte, hieß mit dem Eigenschaftswort „initiativ“; der Schöpfer des neuen Eigenschaftswortes gehört entschieden zu den initiantesten Sprachinitianten. - Einen guten Witz machte der Berichterstatter, der von einer Fahrt nach Wien erzählte, seine Gastgeberin, Frau Jausner, habe ihrem Namen alle Ehre gemacht, denn sie habe ihn täglich zur „Jause“ gebeten - „man nennt das bei uns wohl Five o'clock tea.“ - „Bei uns!“

Sprachgewissen und Sprachgebrauch - eine Antwort

In der November-Nummer dieser Zeitschrift beschäftigte sich Ernst Merian-Genast mit der Frage, was eigentlich falsches Deutsch sei und ob es hiefür klare Gesetze gebe („Vom Fehler in der Muttersprache“); der Aufsatz war zum Teil eine Antwort auf einen Artikel, den ich im vergangenen Juni im „Basler Schulblatt“, 6. Jahrgang, Nr. 2, S. 29 ff., veröffentlicht hatte. Als Maßstab für richtig und falsch erscheint Merian der Sprachgebrauch: falsch ist, was gegen den Sprachgebrauch verstößt — auch wenn es an sich einer sprachlichen Regel oder

der Logik entspricht. Das Sprachgewissen, auf das sich Merian ebenfalls bezieht, hat nur dort zu entscheiden, wo der Sprachgebrauch schwankend ist.

Diese These erscheint zunächst sehr einleuchtend; dennoch glaube ich, daß sie der wirklichen sprachlichen Lage nicht gerecht wird.

1. Es gibt freilich einen ziemlich festen Sprachgebrauch in den Formen und in der Wortbedeutung: ich kann z. B. ein Hauptwort nicht deklinieren, wie es mir gefällt; ein Wort bedeutet etwas ziemlich Bestimmtes und nicht etwas anderes. In den Formen und in

der Wortbedeutung habe ich also wirklich zunächst einfach vom Sprachgebrauch Kenntnis zu nehmen und mich an ihn zu halten, sonst wird meine Mitteilung unverständlich oder doch sprachlich falsch. Merian stützt sich denn auch zur Hauptsache auf Beispiele aus diesen Gebieten.

Nun vollzieht sich aber das eigentliche sprachliche Geschehen erst dort, wo Ausdrücke und Sätze gebildet werden: erst da ist Mitteilung möglich. Und hier wird der Sprachgebrauch sofort vielfältig: er kennt verschiedene Bereiche, die sich in unterschiedlicher Wortstellung, in unterschiedlichem Satzbau, in unterschiedlicher Wortwahl äußern können usw. Diese verschiedenen Sprachbereiche liegen dabei im Deutschen viel weiter auseinander als etwa im Französischen, besonders bei uns Deutschschweizern. Von der Mundart steigt unsere Sprache je nach der Gelegenheit des Redens oder Schreibens nur mehr oder weniger weit empor zur Hochsprache. Ich schreibe z. B. in einem Brief mundartlicher als in einer wissenschaftlichen Abhandlung; in mündlicher Rede gehen Formulierungen durch, die geschrieben als unsauber oder gar falsch gälten. Ob ich richtig rede oder schreibe, kann also im Deutschen und zumal bei uns Schweizern nicht nur darnach beurteilt werden, ob ich mich an den herrschenden Sprachgebrauch der Hochsprache halte: es kommt immer auch noch darauf an, bei welchem Anlaß ich mich äußere. Die Hochsprache empfängt auch stets neues Sprachgut aus der Mundart; ja es ist sogar die Frage, ob es in der deutschen Sprache überhaupt eine Hochsprache gebe, die nicht

zugleich regionale mundartliche Besonderheiten besitzt, — und ob wir eine solche Hochsprache überhaupt wollten. Ist es uns nicht eher unangenehm, daß Spittelers Prosa mitunter gar so sehr an die Sprache eines gebildeten Herrn aus Brandenburg gemahnt? Die Sprache Fontanes oder Wiecherts vermöchte kein Schweizer zu schreiben.

In diesen Entscheidungen hilft uns kein Wissen um den Sprachgebrauch mehr, weil es hier gar keine klare Anweisung mehr gibt. Hier hilft mir nur noch mein sprachliches Gewissen. Ich muß den Sinn besitzen für die Lage, in der ich mich äußere. Ich muß die Achtung haben vor der herrschenden Hochsprache — und muß doch zugleich spüren, wo dieser Sprachgebrauch der Hochsprache durch mundartliche oder mundartlichere Wörter, Formen, Wendungen verlezt werden darf.

2. Der Sprachgebrauch ist aber auch nichts Feststehendes in der Zeit; es gibt stets auch sterbenden und werdenden Sprachgebrauch. Zu diesem Veralten und Werden tragen wir alle bei: die Berufenen, indem sie neues Sprachgut schaffen, wir übrigen, indem wir dies Neue aufnehmen und anderes zu meiden beginnen. Die deutsche Sprache mit ihrem relativen Reichtum an Formen ist diesem Wandel sogar besonders stark ausgesetzt. Neues Sprachgut bildet sich dabei wohl teilweise in Fortsetzung bisheriger sprachlicher Möglichkeiten, etwa in Fällen wie: „als ein sich selbst wissendes Volk, Unkraft, vernutzen“ (Martin Heidegger, Die Selbstbehauptung der deutschen Universität; Rom, Breslau 1933, Seite 7, 9), „Unganzheit, ganzheitswillig“ (Paul Häberlin, Philosophie als

Abenteuer des Geistes; Schweizer Spiegel 1930, S. 4) — zum Teil aber auch in bewußtem Verstoß gegen bisherigen Sprachgebrauch, ja sogar gegen bisherige Formen: „das Ausgesetztsein in das Verborgene, Entschlossenheit zum Wesen des Seins“ (Heidegger, S. 12, 13). Ob wir solches, von einzelnen neu geschaffenes Sprachgut aufnehmen und so zum Sprachgebrauch erheben wollen oder nicht, ist vollends ausschließlich eine Frage unseres sprachlichen Gewissens: es ist jeweils die Frage, ob wir darin etwas uns Gemäües erkennen oder ob wir es als dumme Mode ablehnen. Gerade die jüngste Vergangenheit verlangte von uns viele derartige Entscheidungen unseres Sprachgewissens — so etwa gegenüber all den neudeutschen Ausdrücken, die vom Menschen wie von einer Sache reden: „umgeschult werden, rückgestedelt werden, eingesetzt werden.“

3. Sprache ist eben etwas Vielfältiges, sich Wandelndes. Sprache schafft sich wohl immer Festes, Organisation — aber sie entzieht sich zugleich auch immer wieder dieser Organisation. Es scheint mir deshalb als am Wesen der Sprache vorbeigehend, wenn man einseitig auf dies Feste in ihr abstellt. Jeder von uns muß sie vielmehr in der Doppelheit erleben: als Festes, als Sprachgebrauch — und zugleich als Fortschreitendes, immer auch ihren eigenen Sprachgebrauch Verratendes. Nur wer sie so erlebt, wird die Stufungen des Sprachlichen beherrschen und wird das Neue in ihr richtig bewerten: er wird aus seinem Gewissen heraus den Sprachgebrauch achten; er wird ausscheiden in dem Neuen, das

ihm jederzeit angeboten wird; er wird vielleicht auch selber einmal den Sprachgebrauch verlassen — und er wird so zu einer lebendigen, wahren Sprache kommen. Wer sich aber mechanisch dem Sprachgebrauch unterwirft, wird nie eine wahre, den Gelegenheiten angepaßte Sprache erlangen — und er wird, weil er den kritischen Sinn nicht übte, sich ebensosehr wie dem Sprachgebrauch stets auch den Sprachmoden fügen.

Werner Humm

Nachschrift des Schriftleiters. Die Gegner sind nicht so weit auseinander, wie es scheinen mag. Zum Widerspruch gegen den etwas allgemein gefaßten Gedanken Humms, jede sprachliche Regel erlaube Ausnahmen, mußte sich Merian gereizt fühlen, weil sich Humm kurz vorher eine Ausnahme erlaubt zu haben schien, die dem bisherigen Sprachgebrauch, dem Sprachgewissen, der Sprachgeschichte und der Sprachlogik, also sämtlichen „Instanzen“, widersprochen hätte, nämlich in den Worten, jeder Fehler könne in den Naturwissenschaften im Gegensatz zur Sprache eindeutig „übergeführt“ werden durch die Tatsachen der Natur. Es hat sich nun aber herausgestellt, daß das ein bloßer Druckfehler war; es kann eindeutig nachgewiesen werden, daß Humm geschrieben hatte „überführt“; der Fehler ist bei der Durchsicht des Probedrucks übersehen worden. Wozu allerdings noch zu bemerken ist, daß nach herrschendem Sprachgebrauch nicht der Fehler überführt zu werden pflegt, sondern der Fehlbare; Fehler werden nicht überführt, sondern nachgewiesen.